

(17. Fortsetzung.)

Hatte er übrigens gehofft, hier noch einmal mit Georgine zusammenzutreffen, so sollte er sich darin getäuscht sehen. Georg empfing ihn allein und benachrichtigte ihn, daß sich seine Frau, eines leichten Unwohlseins wegen, entschuldigen ließe, zu so früher Stunde an ihrem Nachi Theil zu nehmen. Das Frühstück wurde dann fast schweigend eingenommen, und Georg begleitete danach seinen Gast in das Dorf hinunter, um ihn sicher und schnell unterwegs zu sehen.

„Herr v. Geyfeln“, sagte hier, als sie das Dorf fast erreicht hatten, der Baron, indem er sich zu seinem Begleiter wandte, „ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen genug für die mir so herzlich erwiesene Hilfe und Gastfreundschaft danken soll. Ich wollte nur, daß Sie selber mit einmal Gelegenheit gäben.“

„Sie haben ein Mittel, Herr Baron“, unterbrach ihn freundlich Georg, „und noch dazu eins, das den Dank ganz und gar auf meine Schultern werfen würde.“

„Oh, bitte, nennen Sie es!“ rief v. Zübbig rasch. „Sie glauben gar nicht, wie Sie mich dadurch verpflichten würden.“

„Es ist sehr einfach“, lächelte Georg, aber er fühlte selber, wie er sich Zwang anthun mußte, unbefangenen zu scheinen. „Wir sind uns, wie Sie gestern ganz richtig bemerkten, nicht zum ersten Mal in diesem Leben begegnet.“

„Nicht wahr?“ rief v. Zübbig rasch und entzückt über diese Bestätigung. „Es wäre thöricht, das verleugnen zu wollen“, fuhr Georg ruhig fort.

„Was mich dabei bewegen haben mag, eine Zeit lang die frühere Laufbahn zu verfolgen, kann dem Fremden, der kein weiteres Interesse als das einer flüchtigen Bekanntschaft an mir nimmt, vollkommen gleichgültig sein. Jetzt aber bin ich in das gesellschaftliche Leben, mit dem früheren ab, schließend, zurückgetreten, und wie ich hier still und abgeschieden von der Welt, fast mit Niemandem verkehrend, lebe, möchte ich die frühere Erfahrung auch als abgeschlossen betrachten.“

Sie werden mich also außerordentlich verbinden, Herr Baron, wenn Sie, der Zeit gedenkend, die Sie mit uns verlebte, sich nur erinnern wollten, daß ich v. Geyfeln heiße. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß weder ich noch meine Gattin stolz auf unsere früheren Triumphe sind. Einen Monsieur Bertrand, den ich früher kannte, habe ich vollständig vergessen, — wollen Sie das Mämlche veruchen?“

„Mit dem größten, innigsten Vergnügen, besser Freund!“ rief Herr v. Zübbig rasch und herzlich. „Ich selber muß nur noch tausendmal um Pardon bitten, daß ich vielleicht durch irgend eine indiscrete Frage.“

„Die Sache ist abgemacht“, lächelte Georg, die dargebotene Hand ergriffend; „unter Männern ist nichts weiter nötig, und ich kann Ihnen jetzt mit gutem Gewissen sagen, daß ich mich von Herzen freue, im Stande gewesen zu sein, Ihnen den kleinen, unbedeutenden Dienst zu leisten.“

„Aber hier sind wir bei Ihrem Wagen; etwas plump ist das Rad gemacht, doch müssen Sie mit unseren Dorfarbeitern schon fürchten nehmen. Jedenfalls hält es, und Sie können Ihre Reise ungehindert fortsetzen.“

„Also nochmals meinen wärmsten Dank, und wenn ich Ihnen in \*\*\* vielleicht irgend etwas.“

„Ich danke freundlich“, wehrte Georg ab. „Sie kennen unsern Vertrag, und nun glückliche Reise!“

„Bitte, empfehlen Sie mich noch Ihrer Frau Gemahlin auf das Unterthänigste, und wenn Sie je wieder nach \*\*\* kommen sollten.“

„Es wird nicht geschehen; wäre es aber, so würde ich mir erlauben, Sie aufzusuchen.“

„Sie würden mich außerordentlich glücklich machen — Alles in Ordnung, Jean?“

„Alles, gnädiger Herr!“

„Schön — zufahren — also adieu, lieber Baron, adieu!“

Georg neigte sich leicht, als der Wagen, von einem Theil der Dorfjugend umfanden, vorüberzuckte, und Herr v. Zübbig unterließ sich, noch mehrmals freundlich aus dem Wagen nach dem Zurückbleibenden hinauszuhinnten. Georg blieb auf der Straße stehen und sah ihn nach, bis das leichte Fuhrwerk um die nächste Ecke verschwunden war. Dann schritt er langsam, seinen eigenen Gedanken nachhängend, auf das Gut zurück.

Abend sehr splendid gezeigt, und der Tanz, neben anderen theils vorbereiteten, theils zufälligen Genüssen, bis nahe zum Morgengrauen gedauert; mit ihr natürlich das Fechten und Zubilliten.

Der alte Mühler wäre mit Karl gern ebenfalls an dem gestrigen Abend in's Dorf hinunter gegangen, nur der Vorfall des Morgens hielt ihn ab, denn er wußte recht gut, daß Georg nicht damit einverstanden war, und wollte ihn nicht noch böser machen. Auch Karl durfte nicht fort, und wenn etwas, so erbitterte das den Jungen, bis dahin seines Zwanges gewohntenen Burschen nur noch mehr. So sah er um elf Uhr Mittags etwa — Georg war schon lange wieder auf das Gut zurückgekehrt und arbeitete auf seiner Stube — dem alten Onkel gegenüber, an dem auf den Hof hinausführenden Fenster, taute an den Nägeln und baute und verwarf Plan nach Plan, um sich diesem, ihm unerträglich werdenden Leben zu entziehen. Da ertönte plötzlich unten auf dem Hofe lustige Musik — die Kirche war aus, und die Musikbände, die gestern Abend im Stern aufgestellt, war hinauf auf's Gut gezogen, sich dort ein Trinkgeld zu verdienen. — Mit ihnen aber — und Karl fuhr mit einem Freudenstrei von seinem Sitz empor — waren wunderbar und phantastisch gekleidete Goutler gekommen, die in kurzen Jacken und eng anliegenden Tricot's zum Talle der Brust auf dem Hofe und vor den Fenstern Georg's ihre Künste begannen. Einer hatte Saiten an die Füße geschnallt, womit er zur Musik einen Walzer langte und andere Capriolen ausführte; ein anderer überschlug sich und tanzte sich, Brust und Bauch nach außen, wie ein Ring zusammen, und der Dritte lief an einer freistehenden turgen Leiter hinauf, auf deren oberster Sprosse er dann mit großer Geschicklichkeit seine Künste ausführte.

„Bei Gott, Onkel!“ rief Karl jubelnd aus, „da unten ist Mühlheimer, Henz und Bentling — komm rasch — Henz macht sein Leikertunstück — siehst Du dort?“

„Alle Teufel!“ murmelte der Alte in den Bart, „was wollen die denn hier, und wo kommen sie her? Ob sie wissen, daß Georg das Gut bewohnt?“

„Schwerlich“, lachte Karl, „sonst hätten sie wohl kaum ihre Kunststücke im Hofe gemacht, sondern wären gleich von vornherein heraufgekommen. Die werden Augen machen!“

„Was willst Du thun?“ rief der alte Mühler erschrocken, als Karl eben im Begriff war, das Fenster zu öffnen.

„Ich“ sagte der junge Bursche erstaunt, „sie antworten natürlich; ich soll doch wohl meine alten Freunde und Kameraden bei Euch hier nicht auch noch verleugnen und nicht mehr kennen dürfen?“

„Du bist rein verrückt!“ rief der Alte, befürzt dazwischen springend. „Na, das Donnerwetter und das Hallo von dem dadrüben müßt' ich sehen, wenn der dazu käme. Wenn Du nicht absolut willst, daß er uns Beide noch heute am Tage zum Tempel hinausjagt, so geh vom Fenster und thu gar nicht, als ob Du die da unten siehst.“

Karl war leichenblau vor verhaltenem Grimm geworden, aber er hielt es geschwend, daß ihn der Alte beim Handgelenk vom Fenster zog und das Rouleau herunterließ, jedes weitere Hinsitzeln zu verhindern. Er selber hingelte nur eben einmal hinter der Gardine vor, und sah gerade, wie der alte Verwalter auf die Leute zuging, ihnen ein Geldstück gab und sie vom Hofe schickte. Das Geschenk mußte auch ein ziemlich reichliches gewesen sein, denn die Goutler schienen sehr erfreut. Desto weniger zufrieden waren aber die Leute vom Hofe damit, die sich schon um sie hergedrängt hatten und ihnen jetzt, als sie den Hof verließen, meist in das Dorf hinauf folgten, um dort vielleicht noch mehr von den fabelhaften Künsten zu sehen zu bekommen. Noch stand er am Fenster und sah ihnen nach, als die Thür aufging und Georg eintrat.

„Das ist recht, Mühler“, sagte er, als er die niedergelassene Gardine bemerkte. „Ich weiß nicht, durch welchen Zufall, aber einige unserer alten Bekannten haben, wahrscheinlich auf der Durchreise, ihren Weg bis zu uns hierher gefunden. Ihr seid, wie ich sehe, vernünftig genug, Euch fern von ihnen zu halten; überdies werden die Burschen Schildheim jedenfalls heute wieder verlassen. Ich brauche Euch also nicht weiter zu ermahnen, Euch heute lieber zu Hause zu halten, damit Ihr ihnen nicht etwa zufällig in den Weg lieft.“

„Denke gar nicht dran auszugehen“, brummte Mühler, „und will selber mit ihnen nichts zu thun haben.“

„Ich habe es von Euch nicht anders erwartet“, sagte Georg, „und auf den jungen Burschen da werdet Ihr mir auch ein wackames Auge haben. Ich hoffe, Karl, daß Du verstanden hast, was ich eben sagte?“

„Ja“, erwiderte der junge Bursche, sich gleichgültig abdrehend, — „wenn ich's nicht wieder vergesse.“

„Nicht wieder vergesse?“ fragte Georg scharf, „ich ersuche Dich, Geselle, Dein Gedächtniß anzustrengen, oder Du müchtest das nächste Mal nicht wieder so leicht davontommen.“

„Ich will, daß Du es nicht vergiffest, und das merke Dir, Patron, sonst sprechen wir ein anderes Wort zusammen. Ich werde überhaupt — doch genug“, brach er kurz ab, „es wird keine weitere Warnung nötig sein, denn Du weißt selber am besten, Karl, was Dir gut ist und was Du von mir zu hoffen — oder zu fürchten hast.“

Mit diesen Worten verließ er rasch das Zimmer.

„Verdammt, ob ich das nicht weiß“, fluchte der junge Bursche, als die Thür kaum hinter dem Forteilenden zugefallen war, — „besser als Du es vielleicht denkst, mein Herz, und daß ich es thun werde, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Karl“, warnte ihn der Alte, „sei vernünftig und mach' keine dummen Streiche. Georg läßt nicht mit sich spaßen.“

„Ob er's thut oder nicht, was kümmerl's mich!“ trogte der Knabe. „Wenn Du Lust hast, Onkel, seinen Knecht und gehoramen Diener zu machen und dafür das Gnadenbrod zu nehmen, gut — Du bist alt genug, um zu wissen, was Dir zusetzt, ich aber vertrage es nicht. Er hat gesagt, ich wisse, was mir gut sei, und ich will ihm dieses Mal wenigstens beweisen, daß er sich nicht geirrt.“

„Was hast Du vor?“ fragte der alte Mann beforgt, als Karl seine Mütze aufgriff, „Du darfst jetzt nicht fort.“

„Doch ich nicht?“ lachte der junge Bursche, der ihm unter den Händen fort und zur Thür glitt, „und wer will mich hindern?“ und mit dem Wort schon verschwand er im Gange draußen.

„Karl!“ rief ihm der alte Mühler besorgt nach; Karl aber war nicht mehr zurückzurufen, und mit dem Gute und dessen Ausgängen genau bekannt, lief er in die untere Etage hinab, sprang von da in den Garten, um Georg in diesem Augenblicke nicht zu begegnen, und gelangte ungehört, wenigstens ungehindert, in das Dorf hinaus. Dort brauchte er auch nicht lange nach seinen früheren Kameraden zu suchen. Ein Volkshaufe, der sich vor einem Bauernhause schreikend und lachend umherdrängte, verrieth ihm augenblicklich die Stelle, wo die drei „Künstler“ eine rohe Schaar von Zuschauern entzückten und unterhielten.

„Selbst nicht Henz schon wieder auf der Spitze der Leiter, den Kopf nach unten, die Beine in die Luft gestreckt, hoch über die ihn umgebenden Dörfler hinausgeragt.“

Karl hatte auch vom Fenster aus ganz recht gesehen. Es waren in der That jene drei jungen Burschen, die früher zu ihrer Gesellschaft gehörten und bei der Auflösung derselben brodlos in die Welt geworfen wurden. Wie sie indessen ihr Leben gefristet, zeigte sich deutlich in dem gegenwärtigen Poffenspiel auf offener Straße, und Karl schämte sich fast, sie hier vor allen Leuten anzusehen. Aber sprechen wollte und mußte er mit ihnen — er wußte überdies, daß die Mittagszeit sie zwingen würde ihre Künste einzustellen, denn hier und da entfernten sich schon einzelne der bisherigen Zuschauer, um ihren eigenen Wohnungen und gedekten Tischen zuzueilen. Karl hatte sich darin auch nicht geirrt. Die Glode des kleinen Kirchthurmes hob kaum aus, ihre zwölfmal anzuschlagen, als die Zuschauer, die bis jetzt einen festen Ring um das Künstler-Trifolium geschlossen, nach allen Richtungen hin auseinander stoben, und ohne daß Einer von ihnen daran gedacht hätte, die doch jedenfalls eben so hungrigen Equilibristen einzuladen, ja ohne selbst das geringste für den gehabten Genuß zu zahlen, waren sie im nächsten Augenblicke spurlos verschwunden.

„Alle Teufel!“ rief der Eine von ihnen, Henz, der diesen plötzlichen Rückzug aus der verkehrten Vogelperspective von der Leiter aus mit angesehen, indem er mit einem geschickten Satz herunter und auf die Füße kam, — „wie die Camailen laufen, und Du, Mühlheimer, läßt sie auch fort, ohne einzufammeln!“

„Da sammle Du einmal“, brummte der Andere, „wenn bei derartigem Gefindel, noch dazu an einem Sonntag, die Fregelode schlägt! Aber nach Tische will ich sie schon wieder zusammenriegeln, und dann sollen sie doppelt dafür bluten.“

„Wer ist denn das, der da drüben steht?“ — das Gesicht kommt mir sehr bekannt vor.“

„Hoh, Rother, wie geht's?“

„Charles! bei allen sieben Todsünden!“ rief der bei seinem Spottnamen Angeredete erstaunt aus; „alle Hagel, Junge, wo kommt Du auf einmal wie aus den Wolken hergeschmetzt?“

„Daron nachher“, sagte Karl, dem nicht daran lag, hier auf der Straße ein langes Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. „Kommt in's Wirthshaus nach — ich werde dort für Euch etwas zu essen bestellen.“ — und ohne eine Antwort abzuwarten, bog er in die nach dem Stern führende Gasse ein und überließ es seinen früheren Gefährten, ihm, der willkommenen Einladung nach, so rasch mit ihren verschiedenen Ulfenfilzen zu folgen, wie sie eben konnten.

Es war dreiviertel auf ein Uhr — pünktlich um ein Uhr wurde Sonntag's auf dem Gute geessen — als Karl, eben so heimlich, wie er sich entfernte, durch das in den Garten führende Saalfenster mit Hilfe einer in der Nähe lehrenden Stange zurückstieg und seines Onkels Zimmer betrat.

„Na, da ist er — Gottlob!“ sagte dieser. „Ich fürchtete wahrhaftig, er hätte dumme Streiche gemacht. — Es ist gleich Eins, Junge.“

Karl's Blick haftete auf Georginen, die in der Mitte der Stube, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, stand, und starr vor sich niedersah, ohne von dem Eintretenden die geringste Notiz zu nehmen.

„Ja, Onkel“, erwiderte Karl ruhig, ohne den Blick von der Frau zu wenden, „und wahrscheinlich auch das letzte Mal, daß ich es hier werde Eins schlagen hören.“

„Bist Du toll?“ rief Mühler erschreckt, und Georgine sah rasch und forschend zu ihm auf. Karl aber, ohne sich im Geringsten irren machen zu lassen, entgegnete: „Nichts weniger als das, Onkel; ich habe im Gegentheil heute, wie ich glaube, meinen Verstand erst wieder gefunden, und bin nicht gesonnen mich hier länger knechten und mißhandeln zu lassen, nur um zu leben, wie es einem Dritten gefällt, während ich draußen mein eigener Herr sein kann. Die Kameraden gehen nach Altona, wo sich ein neuer Circus unter dem berühmten Royaget etabliert hat. Royaget zahlt brillante Gagen, und wenn Georgine mit Josephinen bei dem einträte, könnten sie.“

„Royaget!“ unterbrach ihn Georgine emporkathend, und tiefes Roth färbte in dem Augenblicke ihre Wangen, „weißt Du das gewiß?“

„Gewiß“, erwiderte Karl bestimmt, „Mühlheimer, Henz und Bentling sind eben dort hinunterwegs. Royaget hat sich mit dem größten Theil seiner früheren Gesellschaft derneinigt, oder sonst Schwierigkeiten mit ihnen gehabt, denn sie sind ihm fast alle von London aus nach Australien burdagegangen. Hier allerdings bekommen wir nichts zu hören noch zu sehen, draußen aber hat's in allen Zeitungen gestanden, daß er eine neue Gesellschaft gründen will, um mit ihr nach Australien zu gehen, und deshalb alle namhaften Künstler auffordert, sich an ihn zu wenden.“

„Aber ich habe keine einzige solche Aufforderung in den Zeitungen gelesen“, sagte Georgine.

„Das glaube ich“, lachte Karl erbittert, „wer liest sie zuerst? Georg, und was wir nicht wissen sollen, das weiß er gut genug zu unterschlagen. Erst vorgestern kam ich gerade dazu, wie er die neue Zeitung in den Ofen steckte, und meinen Kopf setze ich zum Pfande, daß in der die nämliche Aufforderung stand.“

„Von Royaget will er überhaupt nichts wissen“, meinte Mühler nachdenklich, „und Du kennst den Grund gut genug, Georgine, denn er ist eifersüchtig wie der Teufel auf ihn. Aber wenn er wirklich die Zeitung verbrannt hätte, hat er doch nur Recht damit gehabt. Was nicht es uns hier, zu wissen, daß sie da draußen in der Welt noch lustige Streiche treiben! Wir haben nichts mehr damit zu thun.“

„Meinst Du, Onkel?“ rief Karl; „wenn Du wirklich eine solche Schlafmütze geworden bist, Dich ruhig unter dem Daumen halten zu lassen.“

„Junge“, lachte der Alte, „ich bitte mir mehr Respekt aus.“

„So magst Du es thun“, fuhr jedoch Karl unbestimmt fort.

„Er hat Recht“, fuhr Georgine dazwischen, „wenn ich so wenig hätte, was mich hier bindet, wie er, nicht drei Tage würde ich den Zwang ertragen haben.“

„Den Henker auch“, sagte knurrend der Alte, „er hat seine ganze Familie hier, und wenn ihn die nicht bindet, was sonst?“

„Wenn die von der Familie, an denen mir etwas liegt, geschickt sind“, entgegnete Karl, „so machen sie es gerade so wie ich und lassen den alten Brunnbar seine Felder allein düngen. Zum Henker, wenn Georgine zu Royaget käme, der stelle sich auf den Kopf vor lauter Freude, und auf den Händen würde sie dort getragen, von den Leuten wie vom Publikum.“

„Na ja, set' Du ihr nur auch noch solche Dinge in den Kopf“, schalt der

Alte, „weiter hat gar nichts mehr gefehlt! Das braucht's auch eben noch, sie über die Stränge schlagen zu machen — und sie weiß, daß sie nicht darf.“

„Ich kann nicht fort“, erwiderte auch Georgine düster vor sich niedersinkend, „er giebt mir mein Kind nicht, und ohne Josephinen geh' ich keinen Schritt.“

„So nimm Dir's“, trogte der junge Bursche. „Was will er machen, wenn wir heut Abend unsere Sachen heimlich zusammenpacken und am nächsten Morgen über alle Berge sind?“

„Nah, Du sprichst, wie Du's versteht“, sagte der Alte; „Du könntest vielleicht weglaufen, und ich glaube nicht einmal, daß es Georg's Herz brechen würde, aber die Frau und das Kind — in zwei Stunden hätt' er sie wieder, und nachher.“

Die Augen der Frau leuchteten von einem unheimlichen Glanze, aber sie sagte kein Wort. Karl dagegen lachte: „Aber mein armer Rindbat, — dem breche ich das Herz gewiß. Wen hat er nun morgen, den er quälen und drangsaliren kann? Und die lateinische Grammatik? Nehme ich zum Andenken mit.“

„Neh' nicht so tolles Zeug, Karl!“ ermahnte der Alte; „Du sprichst wahrhaftig, als ob Du ganz im Ernst an solche Thorheit dächtest.“

(Fortsetzung folgt.)

### Wie ein General lebt.

Viel besprochen wird ein interessanter Artikel, den der Generalfeldmarschall von der Goltz unter dem Titel Stellung und Einkommen in der Deutschen Revue veröffentlicht hat. Sehr lehrreich ist, was von der Goltz über den Haushalt und das Einkommen eines kommandierenden Generals erzählt.

Von der Goltz schreibt: „Das Einkommen eines kommandierenden Generals in Deutschland beträgt 30,000 Mark (etwa \$7500) frucht, nebst Wohnung und acht Pferdedationen. Das klingt recht stattlich, namentlich wenn man es mit bürgerlichen Einkommen älterer Zeit vergleicht, wo ein Kaufmann, der 30,000 Mark jährlich aus seinem Geschäft zog, als reicher Mann angesehen wurde. Näher geprüft, schwindet der Werth indessen beträchtlich. Zunächst ist zu bemerken, daß dies noch genau dasselbe Einkommen ist, das der durch die vorangegangenen Kriege bitter arm gewordene preussische Staat im Jahre 1814 für seine kommandierenden Generale festsetzte. König Friedrich Wilhelm III. war sicherlich sparsam, hielt aber doch die 4000 Thaler Gehalt und 6000 Thaler Dienstzulage, die er ihnen bewilligte, für notwendig, damit sie ihre Stellung, ohne Noththat für sich selbst, ausfüllen konnten. Das Gehalt der kommandierenden Generale wird also demnach das hundertjährige Jubiläum seines Bestehens feiern können.“

Von diesem Gehalt von 30,000 Mark gehen nun aber sogleich 720 Mark Bürogeld und rund 1200 Mark Steuern ab; dann kommt die Witwenkasse, die Lebensversicherung und die anderen Versicherungen; es folgen die Beiträge aller Art für Wohlthätigkeits- und gemeinnützige Zwecke. Sie sind meist nicht unerheblich; denn der hochgeachtete Militär der Provinz muß doch auch in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel vorangehen. Es sagt ja auch hier wieder ein jeder: „Wenn solche Herrschaften nicht beisteuern wollten, wer soll es denn thun.“ Kurz, ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich den für Haus, Wirtschaft und Familie übrigbleibenden Nettobetrag auf höchstens 2000 Mark im Monat, also rund 24,000 Mark im Jahre, berechne. In den meisten Fällen wird weniger herauskommen.“

Davon soll nun zunächst, außer den rein persönlichen Bedürfnissen, eine Equipage unterhalten werden, zu der nichts vorhanden ist als das Futter und der Stall, das heißt ein nur geringer Theil des Ganzen. Die Anschaffung von Pferden, Wagen, Geschirren, Dedern, Stallgeräth und deren Unterhaltung nimmt einen stattlichen Betrag in Anspruch. Für die Reitpferde ist eine besondere Stabsordnung da. Umsonst hat man sie aber auch nicht, denn als Unteroffizier kann der Mann außerhalb seiner Truppe nicht von seiner Eshnung leben, er muß eine Zulage haben, die nach dem üblichen Satz beim kommandierenden General 30 Mark monatlich beträgt. Selbst Unteroffiziere und Ordonanzen haben heute mit den theuren Preisen zu rechnen. Der Kutscher für das Fuhrwerk aber muß gemietet werden. Er kostet in Berlin und anderen großen Städten jetzt 120 bis 150 Mark monatlich (der meiste erhält 135 Mark und 36 Mark Wohnungsgeld monatlich, da ein zuverlässiger Mann billiger in Berlin W. nicht zu haben war), in kleineren vielleicht 80 oder 100 Mark. Ein Stallbursche kommt bei sechs bis acht Pferden gleichfalls noch hinzu. Selten wird im Stall sehr geparkt; denn — wer soll

bezahlen, wenn solche Herrschaften nicht einmal zahlen wollen.“ So geht es in allen Dingen: mit Beschlag, Sattelzeug, Stallgeräth.

Im Generalkommando sind ein oder zwei Ordonanzen thätig. Aber sie müssen ernährt werden, und zwar reichlich; denn wenn der Soldat es nicht einmal im Hause seines kommandierenden Generals gut hat, wo sollte es dann geschehen. Auch sie erhalten eine monatliche Zulage aus Privatmitteln.

Ein Sohn, ein älterer Leutnant, steht bei der Garde und ist verheirathet. Er erhält 2500 Mark jährliche Zulage — nicht glänzend für einen Hausstand aus den besten Kreisen in Berlin oder Potsdam, aber doch immer genug für den, der es von seinem Gehalt abgeben soll. Der zweite Sohn ist zur Linie gegangen, aber ein kommandirender General darf sein Kind doch nicht zu knapp halten; er muß ihn mindestens mit 1200 bis 1800 Mark fürs Jahr bedenken. Manchmal kommt ein dritter und vierter, oder es kommen ein paar verheirathete Töchter mit gleichen Rechten dazu, und es fallen bereits von der noch verbleibenden Jahresannahme rund 6000 bis 8000 Mark für die außer dem Hause lebenden Kinder fort, so daß nur noch 16,000 bis 18,000 Mark übrig bleiben.

Es folgen die „zärtlichen Verwandten“, an denen es nirgend fehlt.

In einem langen Dienstleben klettert man Herz und Gemüth auch an eine Reihe von Mitarbeitern und Untergebenen, von denen gelegentlich der eine oder andere vom Schicksal verfolgt wird, und den man aus Dankbarkeit für geleistete Dienste nicht im Stich lassen darf.

Da bleiben nur noch — selbst wenn man die anderen gewöhnlichen außerordentlichen Unterstellungen nicht rechnet — im günstigsten Falle 15,000 oder 17,000 Mark, von denen der gesammte Haus- und Hofhalt bestreiten werden soll. Daß das nicht leicht ist, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung.

Doch nun kommt die Geselligkeit an die Reihe. Der kommandierende General beispielsweise ist verpflichtet, als die höchste Militärperson einer Provinz von mehreren Millionen Einwohnern zu repräsentieren. Dazu soll ja auch die Dienstzulage bestimmt sein. Er gibt entweder zwei große Bälle mit „flügendem Souper“ oder einen solchen Ball und ein paar zwanglose Tanzfeste. Dann folgt eine Reihe von kleinen und großen Dinern, gelegentlich auch ein Sommer-, ein Gartenfest oder die Einladung zu einem Auszuge. An 1200 bis 1500 Personen, natürlich wenn man die öfter im Hause verkehrenden mehrdahl zählt, werden wohl im Laufe des Jahres bewirthet werden. Nun verlangen wir auch hierbei Einfachheit. Aber so einfach es auch hergehen mag, wird man Speise und Trank nebst Musik, vermehrter Bedienung, Einladungs- und Tanzarten, Kollongegenständen u. s. w. für die Person nicht unter fünf Mark berechnen dürfen. Da müssen die jüngeren tanzenden Herren schon in ten entfernteren Nebengemächern die Sorte Spezzato — Kakt sie draußen, ehe ihr eintretet! — rauchen und mit dünner Bowle zufriedener sein, die ja auch am besten bekommt. Nun ziehe man diesen Betrag von 6000 bis 7500 Mark noch weiter vom Gehalt ab — und was bleibt?

Die schulmeisterliche Weisheit aller derer, die in den jüngsten Jahren über den Luxus im deutschen Heere und Beamtenhum geschrieen haben, wird hier einwenden, daß man auch in hohen und höheren Stellungen sparsam sein und auf gute Wirtschaftsführung achten müsse.

Allein die eigene Ueberwachung und Leitung eines so großen Haushaltes nimmt Zeit in Anspruch — und das sollte ja gerade vermieden, es sollte erreicht werden, daß die hohen Staatsbeamten sich ausschließlich ihren Amtsgeschäften widmen können. Thatsächlich geschieht es auch, aber zu ihrem Schaden. Es sind nur wenige von ihnen in Heer und Verwaltung, die die Zeit erübrigen, sich eingehend um ihre häuslichen Verhältnisse zu kümmern. Sie sehen ihre Familie kaum — außer bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Die Frauen haben mit der Wohlthätigkeit, den Vereinen, Basaren, Vorstellungen zum Besten der Armen und Kranken zu tun. Sie dürfen sich des Beispiels halber dem nicht ganz entziehen. Da muß es also nothgedrungen etwas nachsichtiger im eigenen Hause hergehen als bei Leuten, die nur für sich zu sorgen haben. Unmöglich kann genau auf jeden Heller geachtet werden. Man muß sie wohl oder übel rollen lassen, und wer Vermögen hat, wird der Regel nach zusehen, wer keines besitzt, sich in allem, was den persönlichen Bedarf anbetrifft, aufs äußerste einschränken müssen oder Schulden machen. Nothwendig ist es jedenfalls, alle Ausgaben, die sich irgend zurückweisen lassen, abzulehnen, auch wenn sie sonst der Stellung zuläuen. Daraus entstehen jedoch ganz ernste Mißstände.“